

„Wirft sie auch Schlimm aus?“  
 „Ja, am Morgen.“  
 „In das Sackloch?“  
 „Nein, in den Kübel.“  
 „Ist in diesem Wasser?“  
 „Ja!“  
 „Bitte, sehen Sie nur immer darauf. Nur in den Kübel, in dem Wasser sein muß; nicht ins Sackloch oder gar auf den Boden. Nicht so den Schlimm absondern, daß er trocken wird. Darin steckt große Gefahr der Weiterverbreitung. Wo schläft sie denn?“  
 „Auf dem Divan.“  
 „Und Sie?“  
 „Mein Mann und ich schlafen in den beiden Betten und dazwischen unser Franzl.“  
 „Da schläft der pausbädige Säugling, den wir schon beim Eintreten entdeckt haben, auf der Mutterseite. Sein weißes Polster, das in der Mitte liegt, ist schon frisch ausgerüttelt.“  
 „Hat die Aurelie den Franzl gern?“  
 „O ja, sehr gern.“  
 „Küßt sie ihn?“  
 „O ja, natürlich.“  
 „Bitte Frau, sie soll das Kind nicht küssen und schon gar nicht auf den Mund; sie wissen ja, vom Auswurf können an den Lippen so kleine Kügelchen oder Pünktchen haften bleiben und mit dem Kuss können dann die Keime der Tuberkulose, die im Auswurf leben, übertragen werden.“

„Nein, auf den Mund küßt sie ihn nie. Das habe ich nie geduldet. Auf die Wange.“  
 „Sie verstehen, Sie müssen das dem Kind schonend beibringen. Es mag als eine Roheit erscheinen, aber es ist notwendig zum Schutz des Franzl.“  
 „In dem Augenblick wird das kleine Kerlchen munter, schlägt die Augen auf und setzt sich dann halb auf, freundlich in die Welt guckend, den fremden Gesichtern entgegenlachend. Ein munterer, gesunder Bub. Nun ist natürlich von ihm die Rede.“  
 „Der schaut aber munter in die Welt. Und prächtig entwickelt.“ Der mütterliche Stolz regt sich und er dient als gute Grundlage, weitere Aufzucht zu streuen.  
 „Haben Sie den Jungen an der Brust gehabt?“  
 „Ich habe ihn noch. Schon sieben Monate.“  
 „Darum strotzt er auch so vor Gesundheit.“  
 „Wie könnte ich ihn sonst ernähren? Gestern war der Liter Milch, den ich erhalte, wieder ganz taffig. Da gibt es nur die Brust.“ Und schon hat sie den Jungen auf den Arm genommen und er gehört nun mit zur Gesellschaft.

„Schwigt die Aurelie in der Nacht?“  
 „Es kann schon sein.“  
 „Behandeln Sie ihre Wäsche abgefondert?“  
 „Nicht? ... Das sollen Sie aber tun. Nicht mit der anderen Wäsche zusammen. In einer Polsterziehe sammeln und gesondert waschen. Wenn Sie zu uns in die Beratungsstelle kommen, werden wir Ihnen etwas geben, was Sie dem Waschwasser beimengen können. Aber auch das müssen Sie so machen, daß sie es nicht bemerkt. Sie verstehen ja, sie darf sich nicht kränken und ängstigen, sonst wird sie schwerer gesund. Eine Frau kann das ja alles mit so vielem Takt machen.“

„Wieder eine keine Ablenkung. Es ist nicht gut, einem hundert Lehren zugleich an den Kopf zu werfen.“  
 „Ist Ihr Mann in der Arbeit? Sie verzeihen, wenn wir so neugierig sind, aber alles gehört dazu.“  
 „Mein Mann, mit dem hab' ich ein recht's Unglück. Dreimal hat er schon Schlaganfälle gehabt.“  
 „Schlaganfälle? Ja wie alt ist er denn?“  
 „O, erst zweiundvierzig Jahre. Das ist ja das Schreckliche. Jetzt sieht er so dahin.“  
 „Was ist er von Beruf?“  
 „Buchdrucker.“

„Wie ist das gekommen mit den Schlaganfällen?“  
 „Ich weiß es nicht. Vielleicht, weil er so plötzlich vom Trinken aufgehört hat. Er hat früher stärker getrunken. ... Mein Gott, der Mann war ja ganz verzeiwelt als Wittiber. ... aber wie ich kommen bin, hat er gleich aufgehört. Vielleicht hat ihm das so geschadet.“  
 „Machen Sie sich diese Sorge nicht. Das kann sich auch noch geben. Jedenfalls ist es gut, daß er jetzt nicht trinkt. Das könnte ihm den Rest geben. Auf der Lunge ist er gesund?“  
 „Ja, er schon; aber der Aurelie ihre Mutter ist an Tuberkulose gestorben. Das hat ja den Mann so verzweifelt gemacht. So ein braver Mensch.“  
 „Ist er in der Arbeit?“  
 „Nein, jetzt ist er wieder im Krankenstand. Er geht zum Professor elektrifizieren.“

„Was zahlen Sie denn Zins; Frauerte?“  
 „Fünfunddreißig Kronen und etliche Heller, fast sechsunddreißig, und eine Krone für die Reinigung. Drei Kronen Schlüsselgeld. Mein Mann arbeitet bei der Nacht.“  
 „Was verdient er denn?“  
 „Fünfzig bis sechzig Kronen in der Woche.“  
 „Und wie groß ist Ihre Wohnung?“  
 „Ein Kabinett ist noch dabei. Da wohnt seine Mutter drin. Eine zweiundachtzig Jahre alte Frau. Auch die muß er erhalten. Mein Gott, die sechzehn Kronen Pründe, was zahlen die!“  
 „Da müssen Sie aber schon tüchtig dahinter sein, um die Wirtschaft aufrecht zu erhalten.“  
 „Kampf gibt's wirklich genug. Und da haben wir noch die Spital- und Entbindungskosten zahlen müssen. Mehr als vierzig Kronen.“  
 „Na, wenn Sie zu uns kommen mit der Aurelie in die Beratungsstelle, vielleicht können wir Ihnen auch da oder dort ein wenig helfen, nicht nur beraten.“  
 „Damit ist das Gespräch wieder unmerklich auf den eigentlichen Zweck des Besuches hingelenkt: an Ort und Stelle Ratsschläge erteilen.“  
 „Nicht wahr, Sie mischen den Fußboden täglich feucht auf. Die Keime leben im Staub und die Keime, die durch den aufgewirbelten Staub in Ihre Lunge eindringen, die schaden Ihnen. Und dann, wenn der kleine Franzl zum Krutschen anfängt und alles studierend zum Munde führt, das ist eine besonders gefährliche Zeit, da muß der Fußboden sauber sein. Aber

vielleicht können wir helfen. Nicht wahr, Sie kommen jetzt einmal mit der Aurelie zu uns?“  
 „Ja, sicher komme ich. Ich habe mich oft schon heimlich abgeweidet um das Kind.“  
 „Um den Franzl? Der ist doch gesund, da brauchen Sie doch nicht zu weinen.“  
 „Ja, aber der Professor hat gesagt, wie er die Aurelie untersucht hat, wenn Kinder zu Hause wären, so müßten sie außer Haus oder die Kranke.“  
 „Na, vielleicht können wir sie gesund machen. Sagen Sie mir, muß sich die Kleine vielleicht auch anstellen?“  
 „Ja, um Fett müssen wir uns alle anstellen. Auch der arme Mann, trotzdem er von Tag zu Tag weniger wird und so schwer stehen kann.“  
 „Jetzt wird es ja besser. Minderbemittelte brauchen sich nicht mehr um Fett anzustellen. Das geht wie beim Wohlfahrtsfleisch.“  
 „Ja, Minderbemittelte. Das sind wir aber nicht. Ich habe einen weißen Einkaufsschein.“  
 „Damit rüsten wir zum Gehen. Zwischen Tür und Angel noch ein Gespräch über das Lüften, über das so notwendige zweiseitige Öffnen der Fenster, die Querlüftung, die in dieser Wohnung möglich ist, und noch etwas über die Seife, das Waschen, dunkle und helle Wäsche, dunkle und helle Mauertünchung... Dann gehen wir.“

**Mutter von zehn Kindern.** Frau P. ist die Witwe nach einem Strafenlehrer. 1913 ist ihr Mann gestorben. Er hat ihr zehn Kinder hinterlassen, sonst nichts. Er war Trinker. Zuletzt brachte er es täglich auf einen halben Liter Rum. „Gott laß ihn selig ruhen, aber Glend habe ich durch ihn genug zu tragen gehabt! Vier Gulden hat er mir auf d' Bod'n geb'n für d' Kinder. Da hab' i all's schaff'n müssen. Sechse hat er sich behalten.“ So sagt sie während des Nachschauens der Fürsorgerin. 4, 5, 6, 10, 12, 13, 16, 18, 22 und 24 Jahre alt sind ihre Kinder. Die drei Ältesten sind schon flügge. Die Älteste verheiratet, ihr Mann eingerückt, schwer geplagt. Der Zweiundzwanzigjährige draußen, das Vaterland zu verteidigen, der Achtzehnjährige kriegsverwundet, leichtsinnig, der Charaktererbe des Vaters. Roh gegen die Mutter, verstoßt gegen jede Vorstellung, kennt er nur eines: seinen arbeitslosen Genuß. Einen Mantel der Sechzehnjährigen und eine Hofe, die sich der Krieger für die kommenden Friedenszeiten gerettet hat, hat der Bursche gestohlen und durch die Gurgel gejagt. Nun ist er nicht mehr daheim. Die Mutter hat ihm das Haus verwiesen. „Biermal hab' ich ihn schon heuer zurückgenommen, aber jetzt nimmermehr. Meine Große (die sechzehnjährige Anna, die zwanzig Kronen wöchentlich verdient und davon vierzehn Kronen der Mutter gibt) hat schon g'sagt: „Wannst ihn jetzt noch amal nimmi, geh' ich fort.“ Sie ist so ein brav's Kind. Extra in a schwere Arbeit is' g'gangen, weil' i hort mehr verdient und mir mehr geben kann.“ Die anderen Kinder alle erblich belastet, aber nichts Positives festzustellen, nur bei der zwölfjährigen Margarete offene Tuberkulose. Sie ist die Gefahr für alle diese unterernährten Gespenster und gerade diese Gefahr ist nicht zu bannen. Die kleine Grell hätte in eine Anstalt gehört, in ein Kinderhospital, in eine Heilstätte — aber daran fehlte es. Ihre jüngere zehnjährige Schwester konnte zusammen mit zwanzig anderen Fürsorgekindern der Heilanstalt Mand in der Tageserholungsstätte des Arbeitervereines Kinderfreunde auf dem Schafberg Aufnahme finden, die Grell aber fand nirgends Platz. So muß sie weiterleben, eine Gefahr für alle übrigen, eine Gefahr für die Schulklasse, eine Gefahr für jedes unterernährte Kind, mit dem sie in Berührung kommt, und selbst der fürchtbaren Krankheit mehr und mehr verfallend — heute schon frühes Sterben vor sich, wenn ihr nicht Hilfe wird.

**Kein Heim für offene Tuberkulose.** Da entringt sich der Fürsorgerin ein wahrer Angststurz, der Angststurz einer bedrängten Seele:  
 „Das ist das Entsetzlichste! Hätten wir eine Anstalt zur Bekämpfung offener Tuberkulose bei Kindern, so könnten wir Tausende retten und Zehntausende vor Ansteckung bewahren. Fünfzig Betten sehen uns im günstigsten Falle zur Verfügung und fünf hundert Brauchten wir. Wenn ich nur mehr Freiheit des Handelns hätte, ich ginge selbst zu allen reichen Leuten und möchte ihnen das Glend und die Gefahr vorstellen, die aus diesem Glend entspringt. Immer nur betteln kann man, wenn man helfen will.“

Und sie kommt nicht zur Ruhe. Da wir die Treppen hinuntersteigen, ist ihr erstes: Können Sie nicht helfen? Kann da nicht die Arbeiter-Zeitung helfen? Hinausschreiben diesen Wahnsinn, in dem wir leben. So kann es doch nicht fortgehen.  
 „Dann rechnen wir und das Ergebnis: Mit anderthalb bis zwei Millionen Kronen wäre eine solche Anstalt irgendwo an einem Südhang des Wienerwaldes zu errichten. Besuchte man es mit den Wagnerschen Baracken, so könnte über den Winter eine solche Anstalt entstehen. Bei einiger Tatkraft ginge es. Dreitausend Kronen ein Bett! Fünfhundertmal dreitausend Kronen! Eine Stunde unserer Kriegskosten, die Tag um Tag weiterlaufen.“  
 „Das Nachdenken über solche Ohnmacht ist wirklich aufregend! Man kann es der Fürsorgerin nachfühlen, die sich täglich und stündlich dieser Ohnmacht gegenübersteht und nicht helfen kann, so sehr sie von der Notwendigkeit dieser Hilfe für die ganze Gesellschaft und für das zu frühem Tode verurteilte Einzelwesen durchdrungen ist. Etwas von diesem Hilfswillen möchte ich einmal bei den gestifteten gesehten Herren entdecken, denen die Bekämpfung und Ausrottung der Tuberkulose anvertraut ist. Einmal nur möchte ich den Diplomaten im Krieg gegen die Tuberkulose, den Prinzen Eduard Liechtenstein, so menschlich echt aufschreien hören, einmal nur, dann müßten wir nicht, mit der Schande solcher Ohnmacht behaftet, weiterleben. Aber diesen Aufschrei werden wir doch nie hören, immer nur blige Redensarten!“  
 Für mich aber gibt es nach diesem Erlebnis keinen Zweifel mehr: Wir brauchen eine Kinderheilstätte zur Bekämpfung offener Tuberkulose.

**Ein Gang in die Behausungen Tuberkulöser.**  
 Von Max Winter.

Dieser Tage war mir Gelegenheit geboten, mit einer der Fürsorgerinnen des Vereines Heilanstalt Mand einige Besuche in Behausungen Tuberkulöser zu machen, auf deren Schicksal die Beratungsstelle des Vereines (Lazarettgasse Nr. 22, Dienstag und Freitag von 1/2 6 Uhr abends an Beratung für jeden) aufmerksam gemacht worden war. „Ditaktung und Hernals. Zwei neue „Fälle“ und ein alter.“

**Ein Blick durchs Gitter.** Der erste Besuch gilt einer kinderfreundigen Kriegswitwe. Eine Zinsburg in der Grundsteingasse mit der Stockwerkverteilung: „Erster Stock Gasse“, „Erster Stock Hof“, nur mit der Verschärfung, daß es für einen Teil des Hintertrakts, der durch diese Art verbrecherischer Raumaussnützung entsteht, auch keinen Hof gibt, sondern für einige „Wohnungen“ nur mittelbares Licht vom Gange her. Vor dem offenstehenden vergitterten Fenster einer solchen Wohnung stehen wir hier und wir überblicken von ihm aus die ganze „Wohnung“: eine höchstens acht Quadratmeter große Kammer, die etwa 2-6 Meter hoch ist. Hier haust nach den der Fürsorgerin gemordenen Mitteilungen eine Mutter mit drei Kindern. Die Tür ist verschlossen, der Raum menschenleer. Ein verwahrlostes Bett, ein Kinderbett, ein kleiner Tisch, ein Ofen, ein Sessel, ein Stodlerl und zwei Kisten und ein Koffer, das ist alles, was wir neben einem Küchengerät in der Wohnung erblicken. Einige Heiligenbilder noch an den Wänden. Wir müssen also wieder die vier Treppen hinuntersteigen. Nachfrage bei der Hausbesorgerin. Die Frau ist regelmäßig zu Hause. Sie ist leidend, sie muß gleich kommen; sie wird sie von dem Besuch verständigen und ihr die Adresse der Fürsorgestelle übergeben. Mit dem Vorsatz, wiederkommen, gehen wir einige Häuser weiter, um einen zweiten Besuch zu machen.

**Rettung für den Franzl.** Hinterhaus zu ebener Erde. Wir finden uns in einer Stube mit altdeutschem Hausrat. Dugendware. Das Heim eines besseren Arbeiters. Eine junge Frau empfängt uns. Entschuldigungen, daß noch nicht ganz ausgeräumt sei, daß sie „so ausschaut“, dann aber, da sie den Zweck unseres Kommens hört, verständnisvolles Eingehen auf alle Ratsschläge. Die Fürsorgerin führt das Gespräch:  
 „Wir haben die Meldung bekommen, daß Ihre Tochter Aurelie an Tuberkulose erkrankt sei.“  
 „Nicht meine Tochter. Es ist die Tochter meines Mannes... aus erster Ehe.“  
 „Wie alt ist das Kind?“  
 „Sechzehn Jahre. Seit acht Tagen ist sie im Geschäft als Hilfsarbeiterin.“  
 „Wie lange arbeitet sie da täglich?“  
 „Bis 5 Uhr. Jetzt macht sie Überstunden bis 7 Uhr.“  
 „Und sie verdient?“  
 „Neun Kronen, und zwanzig Kronen soll sie monatlich Kriegszulage erhalten. Sie ist aber erst acht Tage dort.“  
 „Wohin sind Sie zuständig?“  
 „Nach Wien.“  
 Nach diesen Vorfragen geht die Fürsorgerin aufs eigentliche Ziel los: auf die Belehrung der Frau, wie sie der allen Inzassen der Wohnung drohenden Gefahr am wirksamsten begegnen könnte.  
 „Ist die Aurelie schon in Behandlung gestanden?“  
 „Ja, auf der Poliklinik hat sie Injektionen bekommen.“